



*Woman in reflect, Lackmalerei von Pham Minh Tuan, aus:
Autumn. Hanoi's lacquer, Ausstellungskatalog 2003*

Eine annamitische Legende

Pham Duy Khiêm

Der Minister für Erziehung und Bildung in Paris hatte für die Schüler der Gymnasien einen „kolonialen Beitrag von einer Viertelstunde“ erbeten.

Radio Paris, 26 Februar 1938

Die Legende, die ich euch erzählen werde, kennt jeder Annamit¹. Ich erinnere mich nicht mehr, wann ich sie gelesen habe, ich weiß nicht einmal, ob ich sie gelesen oder erzählen gehört habe, aber ich liebe sie seit langem. Ich bin inzwischen ein Professor geworden und unterrichte junge Franzosen in Griechisch, Lateinisch und Französisch, aber auch junge Annamiten, die so alt sind wie Ihr. Bis ich das tun konnte, musste ich viele Bücher lesen, aber von allen schönen Geschichten, die ich an den Ufern der Seine oder des Roten Flusses fand, ist mir die, die ich Euch erzähle, die liebste.

Ihr müsst wissen, dass ehemals die Töchter der großen Mandarine isoliert wie Einsiedlerinnen lebten, ohne jemals andere Menschen zu treffen. Sie litten nicht darunter, denn das war immer schon so gewesen und diese Isolation war Teil ihres Lebens. Das junge Mädchen, von dem ich euch erzählen werde, war die Tochter eines hohen Gesandten², sie wohnte in einem Seitenflügel des Palastes in einem Turm, am Ufer eines

Flusses. Von ihrem Fenster aus sah sie nichts als die monotone Reisfelderlandschaft, die sich bis zum Horizont erstreckte, und, auf dem ruhigen Wasser, das Boot eines armen Fischers. Der Mann sang von Zeit zu Zeit. Aus der Ferne konnte das schöne adlige Mädchen sein Gesicht nicht erkennen, kaum seine Bewegungen erraten, aber sie hörte seine Stimme, die bis zu ihr drang. Jeden Tag lauschte sie ihm. Seine Stimme klang schön, aber sein Lied war traurig. Ich weiß nicht, welche Gefühle und welche Träume das Lied und die Stimme in ihren Herzen aufblühen ließ, aber es ist bekannt, dass der Fischer eines Tages nicht auf dem Wasser auftauchte und dass sie vergeblich wartete... Sie wartete einige Tage lang und wurde dann krank davon. Die Ärzte konnten keinen Grund für ihre Krankheit finden, die Eltern beunruhigten sich, das Leiden verschlimmerte sich, bis das Mädchen plötzlich wieder gesund wurde: das Lied war wieder zu hören. Der Mandarin ließ nach dem Fischer suchen und führte ihn zu seiner Tochter. Aber als sie auch nur einen Blick auf ihn geworfen hatte, zerbrach etwas tief ihrem Inneren, sie wollte seine Stimme nicht mehr hören...

Doch der Fischer wurde durch ihren Anblick von einem Schicksalsschlag getroffen. Es gibt im Annamitischen ein

¹ Vietnamesisch, Ausdruck aus der Kolonialzeit

² „ministre“, kann auch heißen „Kirchenfürst“

unübersetzbares Wort, um das Leiden zu bezeichnen, unter dem er litt. Es bedeutet etwa: krankhafte Liebe, Todesliebe, fatale Leidenschaft, tragische Liebe, aber keine dieser Umschreibungen gibt genau wieder, was der annamitische Ausdruck bedeutet. Ich muss dabei an die Heldinnen bei Racine denken, an Phädra, die schon bei ihrem ersten Auftritt krank ist, verwirrt, dem Tode nahe, geblendet von dem Tageslicht, an das sie wieder kommt. Aber Phädra ist eigentlich trotzdem immer noch zu lebendig, zu tatkräftig, sie hat sich, wenn ich es so sagen darf, selbst vergiftet, um zu sterben. Demgegenüber liebt unser Fischer hoffnungslos, kann nicht mehr weiterleben, wird krank und stirbt langsam, obwohl er sich eigentlich nicht umbringen wollte und auch niemand anderen umbringen wollte.

Jahre vergehen. Nach altem Brauch lässt die Familie des Fischers die Reste seines Leichnams ausgraben, um sie zur endgültigen Grabstätte zu bringen. Im Sarg wird eine kristalline Masse gefunden, so etwas wie ein durchsichtiger Stein. Die Familie befestigt den Kristall am Bug der Fähre, und als eines Tages der Mandarin mit der Fähre den Fluss überquert, findet er Gefallen an ihm, kauft ihn und lässt ihn von einem Bildhauer zu einer Teetasse formen. Jedes Mal, wenn man Tee hineingießt, sieht man das Bild des Fischers in seinem Boot, der langsam im Rund der Tasse seine Kreise zieht. Das junge Mädchen hört von dem Wunder und möchte sich selbst vergewissern. Sie gießt ein wenig Tee in die Tasse: das Bild des Fischers erscheint. Da junge Mädchen erinnert

sich und weint. Eine Träne fällt in die Tasse und löst sich im Wasser auf.

Ich glaube, Ihr könnt jetzt schon die ganze Poesie dieser Legende erfühlen. Aber lasst mich noch einige Worte hinzufügen, damit ihr sie besser begreifen könnt. Und verstehen könnt, warum die Annamiten sie lieben. Ihr werdet zugleich einen kleinen Blick in die Tiefe der Seele dieses Volkes werfen, das sehr weit entfernt von euch lebt, jetzt aber dieselben Bücher liest wie Ihr.

Eigentlich denkt ein Annamit nicht an diese Legende, ohne dass in seinem Inneren die beiden bekanntesten Verse aus dem Gedicht erklingen. Ich werde sie euch mitteilen und dann übersetzen. Lacht nicht, wenn sie euch fremd erscheinen, wartet ab, bis ich sie interpretiert habe.

Nợ tình chưa già cho ai

Khỏi tình mang xuống tuỷn đầi chưa tan

Hier der Inhalt der beiden Verse:

Die Liebesschuld wurde nicht bezahlt

*Der Liebesstein, herabgestiegen ins Land
der neun Quellen, ist nicht geschmolzen*

Das Land der neun Quellen ist das Jenseits, im Westen Paradies genannt oder die Champs Elysées, der Asphodeliengrund³, der Schatten der unsterbliche Myrten. Und dies ist der Sinn der beiden Verse, wenn man die logischen Verbindungen einbezieht und die Ausdrücke präzisiert, wie es eine europäische Sprache verlangt:

*Wenn/Solange die Liebesschuld nicht
bezahlt ist*

³ Ort aus der griechischen Mythologie zwischen Himmel und Hölle, eine Art Fegefeuer

*Kann der Liebesstein, obwohl
herabgestiegen ins Land der neun
Quellen, nicht schmelzen*

Es wird nun der Zusammenhang mit unserer Legende deutlich. Aber was bedeutet genau „Liebesschuld“? Und wer hat nicht bezahlt? Und an wen muss sie bezahlt werden? Ein europäisches Gehirn würde antworten: Es ist das junge Mädchen, das dem jungen Mann diese Schuld zu bezahlen hätte, denn er starb ja an der Liebe zu ihr, weil – und das wäre der wahre Grund – sie beim Eingießen des Tees eine Träne auf die arme kristallisierte Liebe fallen ließ, so dass sie sich beruhigt auflösen konnte. Ihr Mitleid, ihre Dankbarkeit für diese seine Liebe, oder besser: Ihre Kenntnis dieser Liebe, deren Geburt sie unbewusst miterlebte, erleichterte ihn, erhörte ihn, erlaubte ihm, sich zu verwirklichen, zum Ende seines Schicksals vorzustoßen.

Diese Interpretation ist hübsch, aber Ihr könnt Euch auch noch eine andere ausdenken: Es ist der junge Mann, der dazu bestimmt war, das junge Mädchen zu lieben, aber sie wusste zunächst nicht, dass er sie liebte, seine Liebe war nicht bis zu ihr vorgedrungen, hatte sich nicht regelmäßig entwickelt. Er *musste* sie lieben, und solange sie das nicht verstanden hatte, sich seine Liebe also nicht erklären konnte, hatte sie ihre Liebesschuld an ihn nicht bezahlt. Da haben wir eine zweite Interpretation, die nicht weniger attraktiv ist als die erste. Und das würde auch ein Annamit euch sagen, wenn ihr ihn fragen würdet.

Aber ich glaube, dass solche Unterscheidungen oder Spitzfindigkeiten nutzlos sind. Und ich weiß auch nicht, ob ich

bei der Suche nach möglichen Bedeutungen nur dem westlichen Geschmack aufgegessen bin, um subtil zu erscheinen, oder ob ich der westlichen Forderung nach Präzision nachgegeben habe. Sicher ist demgegenüber, dass die Legende, so wie ich sie erzählt habe, für einen Annamiten komplett einsichtig ist. Sie muss da zu Ende sein, wo sie endet und wir Annamiten können uns nicht vorstellen, dass dies anders sein könnte. Wir erfahren nicht, ob das junge Mädchen den Fischer liebte, als sie ihn singen hörte, ohne ihn richtig sehen zu können. Wir erfahren auch nicht, welcher Art ihre Gefühle waren, als sie zu weinen anfang über der durchsichtigen Tasse, in der sich ein Traum spiegelte, der schon verflossen war. Die Legende versucht auch nicht, bei uns über die Krankheit oder den Tod des unglücklichen Fischers Mitleid zu erwecken, es wird über seinen Schmerz kein Wort verloren. Allein wichtig erscheint nur das Aufeinandertreffen zweier *Schicksale* im weitesten Sinn dieses Wortes, das zeitweise Verschmelzen dieser beiden Schicksale. Ich sage nicht: dieser beiden Menschenleben, da doch die Tränen der Frau erst lange nach dem Verschwinden des Mannes fließen. Die Liebesschuld ist weder eine Schuld, die der Mann der Frau zahlen müsste, noch eine, die die Frau auf sich geladen hätte, indem sie den Mann zur schicksalhaften Liebe ermunterte. Beider Liebe ist hingegen nichts als eine gemeinsame Schuld, eine menschliche Schuld gegen das Leben: jeder Mensch muss sie bezahlen auf dem harten Weg, den er gehen muss auf dieser Erde. Übrigens lebt der Mensch nicht nur eine ein-

zige Existenz, sondern durchläuft eine Kette aufeinander folgender Veränderungen, und die Vereinigung zweier Wesen ist nur ein Augenblick in der Abfolge, ein Punkt am Rande des Weges, ebenso unverständlich für ihn wie der Rest seiner vergänglichen Existenz, und ebenso unabwendbar wie alles davor und alles danach.

So verhält es sich mit den Vorstellungen, auf denen die Legende beruht. Wenn ich klüger wäre, würde ich Euch zeigen, inwiefern sie vom Buddhismus inspiriert ist, würde Euch von den Einflüssen welcher religiösen Überzeugungen auch immer auf das Volk der Annamiten erzählen, von seiner Konzeption des Lebens und der Liebe. Aber eigentlich habe ich euch nur eine schöne Geschichte erzählen wollen. Behaltet wenigstens ihre poetische Schönheit im Gedächtnis, liebt sie für die zarten Empfindungen, die ihre Lektüre erweckt: die Stimme, die vom Fluss her erschallt, die aufrichtige und stille Leidenschaft, die die Auflösung des Körpers überlebt, die Träne, die befreit. Denkt an das harmonische Bild des Fischers, wenn Ihr eine Tasse Tee aus weißem Porzellan mit blauen Verzierungen erblickt. Macht euch klar, dass diese Geschichte für einen Annamiten keine Legende ist, sondern ein historischer Bericht. Sie sagt ihm, dass diese Dinge sich in China zgetragen haben, vor ziemlich langer Zeit, und man gibt genau an, dass es in der Herrschaftszeit dieses oder jenes Kaisers war, von dieser oder jener Dynastie, in der und der Gegend. Er glaubt das alles, mehr als Ihr jemals an Dornröschen geglaubt habt. In seiner Vorstellung ist das

keine wundervolle Legende, sondern eine wahre Geschichte. Was mich betrifft, so wäre ich in einem Alter, in dem ich in einem französischen Lyzeum die Verse von Vergils Äneis skandierte, nicht überrascht gewesen, wenn ich erfahren hätte, dass man am Ufer des großen Sees, ganz nahe meiner Schule, einen Liebeskristall entdeckt habe. Ich hätte mich nur gefragt: „Auf wen wartet er, dessen Tränen ihn schmelzen lassen?“

geschrieben 1938

*Quelle: Pham Duy Khiêm: Mèlanges, Hanoi, Imprimerie G. Toupin, 1942
übersetzt von Günter Giesenfeld*

Pham Duy Khiêm (1908-1974) war ein vietnamesischer Schriftsteller, Akademiker und Politiker. Er war der Mittelpunkt eines Kreises von kulturell an Vietnam interessierten prominenten Personen (u.a. Léopold Sédar Senghor und Georges Pompidou) am Lycée Louis le Grand in Saigon und erhielt 1942 einen Preis der Académie Française für seinen autobiographischen Roman Nam et Sylvie. Er war 1954-1957 Botschafter Südvietnams in Paris, lehnte aber eine anschließende Berufung als Botschafter bei der UNESCO ab, weil er nicht mit der Politik Ngo Dinh Diems einverstanden war. Am 2.12.1974 beging er Selbstmord, weil „seine Existenz auf der Welt nicht mehr zu rechtfertigen“ war.⁴

Übersetztes Werk: Vietnamesische Märchen. Deutsch von Lothar Römbell. Fischer Taschenbuch 1973 (nur noch antiquarisch erhältlich) Red.

⁴ Quelle: Wikipedia u.a.